

Krebs, Uwe

Minderheiten als Natur- und Kulturphänomen. Biologische Wurzeln, kulturelle Erscheinung und pädagogische Beeinflussbarkeit. Teil 1

Zeitschrift für Entwicklungspädagogik 16 (1993) 3, S. 2-7



Quellenangabe/ Reference:

Krebs, Uwe: Minderheiten als Natur- und Kulturphänomen. Biologische Wurzeln, kulturelle Erscheinung und pädagogische Beeinflussbarkeit. Teil 1 - In: *Zeitschrift für Entwicklungspädagogik* 16 (1993) 3, S. 2-7 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-242389 - DOI: 10.25656/01:24238

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-242389>

<https://doi.org/10.25656/01:24238>

in Kooperation mit / in cooperation with:

ZEP

Zeitschrift für internationale Bildungsforschung
und Entwicklungspädagogik

"Gesellschaft für interkulturelle Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik e.V."

<http://www.uni-bamberg.de/allgpaed/zep-zeitschrift-fuer-internationale-bildungsforschung-und-entwicklungspaedagogik/profil>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

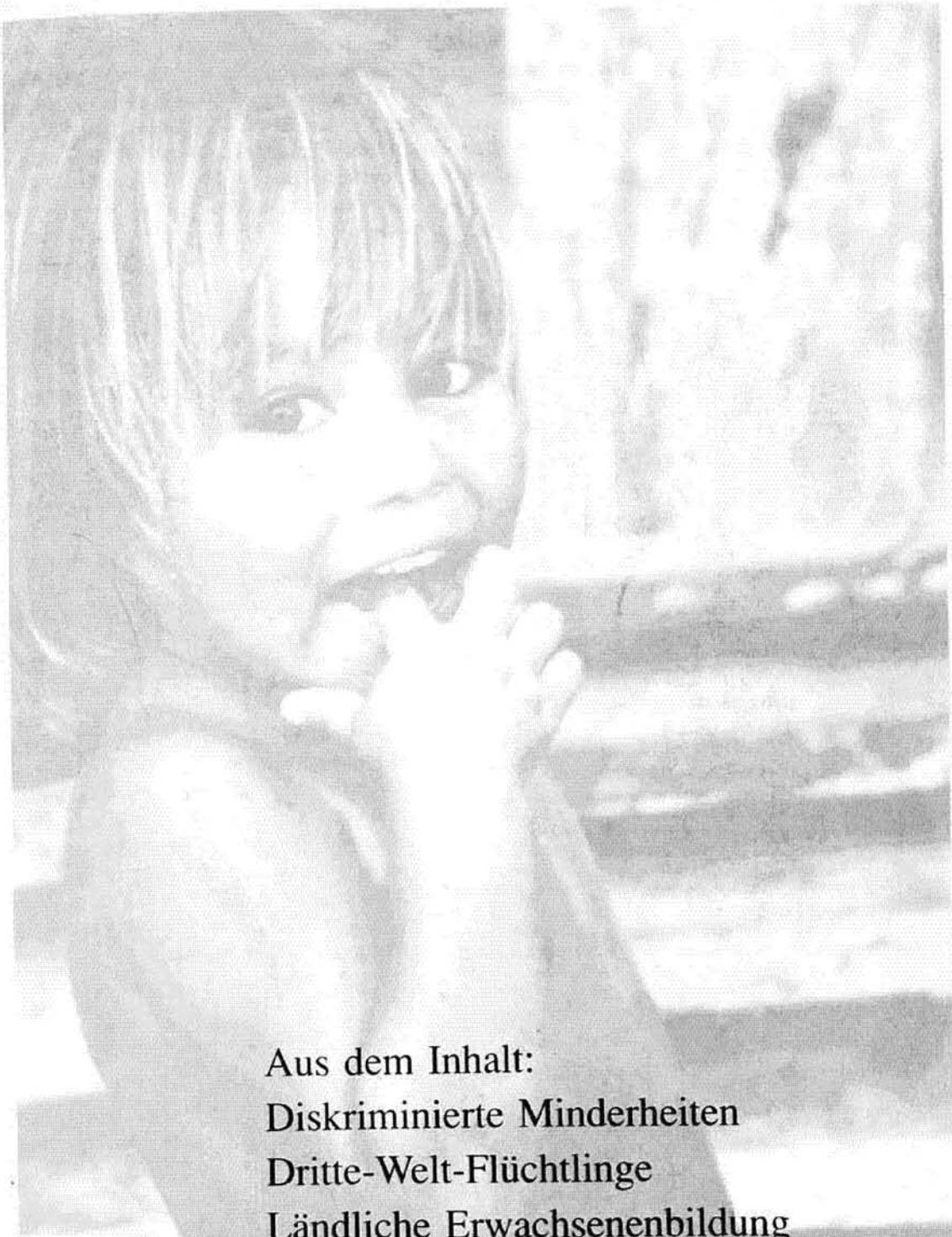
Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz
Leibniz-Gemeinschaft

Zeitschrift für Entwicklungspädagogik ◦ 16. Jahrgang ◦ Oktober 1993 ◦ Heft 3 ◦ ISSN 0175-0488 D ◦ Preis: 9,50 DM

ZEP



Aus dem Inhalt:
Diskriminierte Minderheiten
Dritte-Welt-Flüchtlinge
Ländliche Erwachsenenbildung

Das Vertraute und das Fremde

Zeitschrift für Entwicklungspädagogik

16.Jahrgang

Oktober

3

1993

ISSN 0175-0488D

Inhalt:

- | | | |
|--------------------------------|----|--|
| Uwe Krebs | 2 | Diskriminierte Minderheiten als Natur- und Kulturphänomen
Biologische Wurzeln, kulturelle Erscheinung und pädagogische Beeinflussbarkeit |
| R. Deman-Najarro
E. Zechner | 8 | Dritte-Welt-Flüchtlinge in steirischen Gemeinden
Warum Flüchtlinge? |
| Irmgard Sollinger | 17 | Türkischer Knoblauch stinkt! Deutscher auch!
Fünf Jahre Interkulturelle Woche in Markdorf |
| Ulrich Klemm | 22 | Ländliche Erwachsenenbildung am Wendepunkt
Aktuelle Trends und Entwicklungen |
| ZEPpelin | 28 | Von Hottentotten und Hugentotten |
| | 29 | Rätsel-Ecke |
| Leserbrief | 30 | Historischer Spagat oder die Quadratur des Kreises
Zu A.K.Tremels Bosnienbeitrag in ZEP 2/93 von Fernand Schmit |
| | 33 | Unterrichtsmaterial |
| | 35 | Rezensionen |
| | 39 | Informationen |

Impressum: ZEP - Zeitschrift für Entwicklungspädagogik 16.Jg 1993 Heft 3. Die Zeitschrift erscheint im Verlag Schöppe & Schwarzenbart Tübingen / Hamburg. **Herausgeber:** Gesellschaft zur Förderung der Entwicklungspädagogik GFE. **Schriftleitung:** Alfred K. Tremel **Redaktionsanschrift:** 21521 Dassendorf, Pappelallee 19, Tel. 04104/3313. **Redaktions-Geschäftsführer:** Dr. Arno Schöppe, Tel. 040/6541-2921. **Ständige Mitarbeiter:** Prof.Dr. Asit Datta, Hannover; Dr. Hans Gängler, Dortmund; Pfr. Georg-Friedrich Pfäfflin, Stuttgart; Dipl.Päd. Ulrich Klemm, Ulm; Prof.Dr. Gottfried Orth, Karlsruhe; Annette Scheunpflug M.A., Hamburg; Klaus Seitz M.A., Nellingsheim; Barbara Toepfer, Weimar/Marburg; Prof.Dr. Alfred K. Tremel, Hamburg. **Kolumne:** Christian Graf-Zumsteg (Schweiz); Veronika Prasch (Österreich); Barbara Toepfer (ZEPpelin). **Technische Bearbeitung/EDV:** Sigrid Görgens, Esther Neumann, Heike Selinger, Britta Stade. **Anzeigenverwaltung:** Verlag Schöppe & Schwarzenbart, Nonnengasse 1, 72070 Tübingen, Tel.: 07071/22801. **Verantwortlich i.S.d.P.:** Der geschäftsführende Herausgeber. **Titelbild:** Indio-Mädchen aus Kolumbien, Photo: H.Erkert, Argentur: Gocht/Tübingen, © Verlag Schöppe & Schwarzenbart (mit herzlichem Dank für die Überlassung der Abdruckrechte) **Abbildungen:** falls nicht bezeichnet: Privatfotos. **Das Heft ist auf umweltfreundlichem chlorfreiem Papier gedruckt**

Anmerkung: Generische Maskulina werden im Text, falls von den Autoren nicht anders vermerkt, dem Sprachgebrauch im Deutschen entsprechend, geschlechtsneutral verwendet.

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:

erscheint vierteljährlich; Jahresabonnement DM 36,- Einzelheft DM 9,50; alle Preise verstehen sich zuzüglich Versandkosten; Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. Abbestellungen spätestens acht Wochen vor Ablauf des Jahres.

Verlagsanschrift: Verlag Schöppe & Schwarzenbart, Nonnengasse 1, 72070 Tübingen, Tel.: 07071/22801. ISSN 0175-0488 D

Uwe Krebs

Diskriminierte Minderheiten als Natur- und Kulturphänomen

Biologische Wurzeln, kulturelle Erscheinung und pädagogische Beeinflußbarkeit¹

Teil 1

"Viele Irrwege im menschlichen Erziehungswesen und in unseren politischen Institutionen wären uns erspart geblieben, wenn die Humanpsychologen und Soziologen sich etwas mehr mit Verhaltensbiologie und Evolutionslehre beschäftigt hätten." (S.X)

(Ernst Mayr, Harvard 1973)

1935 führte Sherif ein heute klassisches Experiment zur sozialen Wahrnehmung (social perception) durch: Er bediente sich dabei des sogenannten 'autokinetischen Phänomens'. Dieser Begriff umschreibt die Tatsache, daß in einem vollständig dunklen Raum ein isoliert leuchtendes fixiertes Licht, z.B. eine kleine Glühbirne, sich für einen menschlichen Beobachter scheinbar bewegt. Das Ausmaß der gesehenen scheinbaren Bewegung schwankt von Person zu Person sehr stark. (Ein Hinweis auf die subjektiv nicht empfundene, aber objektiv vorhandene Überforderung der optischen Wahrnehmung unter diesen Bedingungen.)

Sherif fand nun eine zunehmende Angleichung der unterschiedlichen Urteile über die Lage des Lichtpunktes, wenn die Urteiler in einer Gruppe waren und bei mehreren Wiederholungen alle Urteile allen bekanntgemacht wurden.

Auch aus anderen Versuchen weiß man, "...daß sich die Varianz von Wahrnehmungsurteilen einer Anzahl von Versuchspersonen erheblich verringert, wenn Interaktion möglich ist." (H.D.Schmidt, S.323)

Mögliche biologische Wurzeln

Der Begriff Minderheit macht nur dort Sinn, wo es Mehrheiten gibt; Mehrheiten gibt es nur dort, wo Organismen gesellig leben und hinreichend beständige Geselligkeitsphänomene gibt es nicht in jeder Spezies, nicht alle Organismen leben überwiegend gesellig.

Z.B. leben Hamster, Wildkatze, Luchs, Tiger, Eisbär überwiegend solitär. Die solitäre Lebensweise ist unterschiedlich intensiv ausgeprägt von Art zu Art und Ausnahmen gibt es allein schon durch die Tatsache, daß diese Arten Säuger sind. Sie treffen sich zur Fortpflanzung. Die Weibchen der genannten solitär lebenden Arten tragen überwiegend die Jungenaufzucht, eine

Zeitspanne sozialen Lebens also. Trotzdem würde man das Sozialleben während der Jungenaufzucht als nicht hinreichend ansehen, um eine Spezies als soziallebend zu bezeichnen. Die Primaten allerdings, also unsere nächsten zoologischen Verwandten, leben fast ausnahmslos und nahezu permanent gesellig; allerdings mit Unterschieden im Umfang und in der Struktur der Population.

1. Der ökologische Einfluß

Betrachtet man nun die sozial lebenden Tiere, so zeigt sich, daß Sozialleben keine späte stammesgeschichtliche Entwicklung ist, etwa nur auf Säugetiere beschränkt.

Im Gegenteil, gesellig lebende Arten finden sich nahezu in allen Tierklassen. Der Verhaltensökologe Markl stellt fest "... hochentwickeltes Sozialverhalten (ist) ... mehrfach bei ganz verschiedenen Tiergruppen entstanden ..." (1976, S. 9). Z.B. bei Insekten (Termiten und Hautflüglern), verschiedene Male bei Vögeln, und in besonders großer Vielfalt bei Säugetieren. Daraus läßt sich schließen, daß das Zusammenleben nicht wesentlich vom Organisationsniveau der Tierklasse abhängig ist; entscheidender erscheint die Ökologie der Spezies. Unter bestimmten Bedingungen (z.B. Ressourcen) ist Sozialleben wahrscheinlich effizienter und unter anderen Bedingungen gar nicht möglich. Effizienter ist es z.B. für Pelikane, im Halbkreis in der Gruppe zu fischen, als einzeln, sie sperren dadurch eine größere Wasserfläche ab. Effizienter ist es für Wölfe, wenn sie Elchkälber jagen, dies koordiniert in Rudeln durchzuführen. Beim Mäusefang der Wölfe erübrigt sich dies. Folglich geschieht der Mäusefang solitär. Effizienter ist es für Löwen, sich in der offenen Savanne die Antilope gegenseitig zuzutreiben. Sind die Beutetiere sehr viel größer als der Jäger - so z.B. bei der Mammutjagd der Urmenschen - erschließt erst Kooperation diese Ressourcen.

Bei anderen Lebewesen in zwar gleicher ökologischer Funktion (Jäger) und verwandter zoologischer Position aber in anderer ökologischer Situation - z.B. beim im Wald lebenden und jagenden Tiger - erzwingt das Zusammenspiel von ökologischer Funktion (Jäger) und Situation (Tiger: strukturreiches Waldgelände) eine überwiegend solitäre Lebensweise (vgl. Koenig, 1975, S. 32-36).

Folglich findet sich diese Lebensweise auch bei nicht verwandten Spezies, die in gleicher Funktion und Situation stehen (z.B. Tiger und Marder), nicht aber bei verwandten Spezies, die in anderer ökologischer Situation stehen (z.B. Tiger und Löwen).

2. Kennzeichen höheren Soziallebens

Im Zusammenhang des Themas ist es erforderlich, den Begriff des 'höheren Soziallebens' zu explizieren. Von 'Sozialleben' im Sinne von 'gemeinsam leben' muß schon gesprochen werden bei Ansammlungen vieler Tiere einer Art und an einer Stelle aufgrund bestimmter Umfeldbedingungen. Was die Muschelkolonie zur Ko-

lonie werden läßt, sind die optimalen Lebensbedingungen gerade an dieser Stelle. Die zahlreichen Ringelnattern in einem Misthaufen bei der Eiablage führt gewissermaßen das Optimum an Ausbrütungsbedingungen, wie sie eine Stelle des Misthaufens bietet, zusammen. Es handelt sich bei diesen Formen des Soziallebens also meistens um "anonyme Ansammlungen, deren Mitglieder beliebig gegen andere Artgenossen, ja oft sogar gegen Artfremde austauschbar sind und in die - solange es die Umweltbedingungen erlauben - beliebig weitere Artgenossen aufgenommen werden können." (Markl, 1976, S. 10)

'Höheres Sozialleben' hingegen meint die "... Entstehung von Gruppen, in denen mehr als zwei erwachsene Tiere mit ihren Nachkommen in einem langfristigen stabilen Verband leben, dessen Mitglieder sich als Gruppenangehörige erkennen und miteinander vielfältig kooperieren ..." (Markl, 1976, S. 10).

Allein diese Form - das 'höhere Sozialleben' - ist hier von Interesse. Merkmale der Kooperation sind z.B.: Arbeitsteiligkeit, Rangordnungen, gemeinsame Nutzung von individuellen Erfahrungen (z.B. Ressourcen, Gefahren) durch zunehmend differenziertere Kommunikation; Abhängigkeit der gelungenen Ontogenese vom Aufwachsen im Sozialverbund. Aber auch - und das scheint thematisch bedeutsam - 'Exklusivität der Gruppe' (Markl), also der "... Unterscheidung zwischen Gruppenangehörigen und Fremden, die von der Gruppe abgewiesen werden ..." (Markl, 1976, S. 11).

3. Populationsgenetischer Hintergrund

Die Analyse der Funktion und Genese tierischen Sozialverhaltens hat besonders in den letzten 30 Jahren erhebliche Fortschritte gemacht (Alexander, 1971, 1974; Wilson, 1975; Krebs u. Davies, 1981), aber auch zoologische Kritiker gefunden. (Eibl-Eibesfeldt, 1984, S. 121-136). Die auf W.D. Hamilton (1964) zurückgehende populationsgenetische Theorie der Entstehung des tierischen Sozialverhaltens besagt, daß Altruismus sich evolutiv entwickelt hat und in seiner Intensität in direkter Abhängigkeit zum genetischen Verwandtschaftsgrad zwischen den Interaktionspartnern steht. Wenn man als Denkebene nicht das Individuum (das genetisch gesehen im Wortsinne keines ist), sondern die genetische Ausstattung desselben nimmt, kommt man zu interessanten Argumentations- und Prüfungsmöglichkeiten: "Damit sich Erbanlagen für opferbereites, uneigennütziges Verhalten, die für die individuelle Fitness ihres Trägers nachteilig sind, vermehren können, muß sich ... das Opfer an eigenen Fortpflanzungschancen ... dadurch auszahlen, daß eben diese Erbanlagen durch Erhöhung der Fortpflanzungschancen der Begünstigten mehr als entsprechend zunehmen. Die Wahrscheinlichkeit, die gleichen Anlagen bei einem Artgenossen anzutreffen, sind aber praktisch nur bei Verwandten hinreichend groß für die Erfüllung dieser Voraussetzung." (Markl, 1976, S. 17)

Es läßt sich mathematisch streng zeigen: Je ferner

der genetische Verwandtschaftsgrad, desto weniger wahrscheinlich ist es, in seinem Verwandten genau die mit den eigenen Genen identischen (einschließlich der den Altruismus bewirkenden) Gene in Überkompensation zu fördern. Daraus folgt: Die Bereitschaft zu altruistischem Verhalten sollte entlang dem genetischen Verwandtschaftsgradienten verlaufen. Da Tiere - nach allem was man weiß - überwiegend keine und in wenigen Arten keine hinreichende Kenntnis über ihren gegenseitigen Verwandtschaftsgrad haben (nur: Mutter, Geschwister) ist theoretisch zu fordern, daß die Gruppe die Grenze bildet, innerhalb der sich Hamiltons Theorie rechnet. Nur wenn die Gruppe relativ stabil ist und Gruppenfremde hinreichend abwehrt, kann dies gelingen.

Nun findet sich empirisch genau dies: Bei hochsozialen Tieren ist die Aggression gegenüber fremden Artgenossen wie Gruppen von Artgenossen sehr intensiv. Nur die Formen der Aggression - nicht die theoretisch erforderlichen Resultate - sind variabel: "... brutal und offen wie bei vielen Insekten, subtil und zur bloßen Kommunikation ritualisiert wie bei manchen Primaten, um Extreme zu nennen ..." (Markl, 1976, S. 24).

4. Formen der Diskriminierung

Aus dem Gesagten ergibt sich für unser Thema: Die Diskriminierung von Gruppenfremden beginnt dort und evolutionsgeschichtlich in dem Zeitraum, in dem auch das uneigennützig Verhalten beginnt. Markl spricht von der 'Koevolution der Gegensätze' 'Altruismus' und 'Aggression' (Markl, 1976).

Altruismus gegenüber der Eigengruppe (in den Anfängen nur gegenüber den eigenen Jungtieren), Aggressivität gegenüber der Fremdgruppe. Die Parameter, die diese Zuordnung leisten, nämlich Mitglieder der Eigengruppe zu erkennen (oder auch nicht), müssen lediglich relativ zuverlässig unter natürlichen Bedingungen sein. (Besonders 'pffiffig' zu sein, um vom Experimentator nicht umgangen werden zu können, oder in bestimmten Ausnahmesituationen nicht zu falschen Zuordnungen zu führen, sind keine Ansprüche an einen stammesgeschichtlichen Ausleseprozeß für ein Erkennungssystem.)

Folglich sind es oft genetisch fixierte olfaktorische, optische oder akustische Parameter - einzeln oder im Verbund - die die Gruppenzugehörigkeit bestimmen. Z.B. wird eine Wanderratte geruchlich vom Rudel am 'Gruppengeruch' erkannt. Entfernt man ein Mitglied der Gruppe aus dem Rudel und setzt es nach einiger Zeit zurück, so wird es mangels entsprechendem Geruch nicht erkannt und bekämpft, während es selbst am Geruch die Gruppe wiedererkennt (Lorenz, 1963) und folglich nicht bzw. gehemmt zubeißt. Ähnliche Effekte - mindestens Ausstoßreaktionen - lassen sich bei anderen Arten - z.B. bei Hühnern - durch optische Veränderungen eines Tieres erzielen (Schjelderup-Ebbe, 1922). Abweichungen vom Erscheinungsbild der Eigengruppe können aber auch durch Krankheit oder Verletzung

bewirkt werden. Es sind also ein teils nur von Signalen geleitetes, teils stark von Signalen durchsetztes, teils von Signalwirkungen nicht freies, wenn auch individuelles Wiedererkennen zwischen den Gruppenmitgliedern hier voneinander zu unterscheiden. Dieses Eindringen individuell erlernter Kennwerte in starre Signalstrukturen - sei es ergänzend oder auch überlagernd - ist möglicherweise für den Humanbereich besonders bedeutsam.

5. Übertragbarkeit auf Menschen

Wenn eine Theorie von der wissenschaftlichen Qualität der Hamilton'schen populationsgenetischen Theorie der Entstehung des Sozialverhaltens besteht und in der Biologie bislang zahlreiche unerklärte Phänomene erklären, zahlreiche Zustandsformen vorhersagen konnte, die sich dann empirisch fanden, dabei über mehrere Tierklassen hinweg sich als leistungsfähig erwies, ist es wohl kein zu platter Theriomorphismus, nach ihrer möglichen Nützlichkeit im Humanbereich zu fragen.

Selbst wenn aber Weiterentwicklungen dieser Theorie der Komplexität der Verhältnisse des Homo sapiens gerecht werden würden, lassen sich m.E. schon heute wesentliche grundsätzliche Einschränkungen machen:

Im Unterschied zu Tieren, die untereinander ihren Verwandtschaftsgrad nicht kennen, mindestens nicht hinreichend kennen (vgl. Markl, 1976), um auf andere als (populations-)genetisch gewordene Weise Altruismus und Aggression 'richtig' zu adressieren, besitzt oder erstrebt der Mensch durch kulturelle Tradierung (genaue) Kenntnisse der Verwandtschaftsverhältnisse (vgl. Markl, 1976). Daraus folgt mindestens theoretisch, daß er zur sicheren Adressierung seines Altruismus anders verfahren könnte (und verfährt). Die Stammesgeschichte des Menschen andererseits macht sehr wahrscheinlich, daß Sozialverhalten der Frühform des Menschen von der Hamilton'schen Theorie umschlossen wird, doch bereits die Aborigines, die zum paleonegriden Rassenkreis zählenden australischen Ureinwohner, tradieren lange Zeitspannen umfassende hochkomplizierte Verwandtschaftsverhältnisse. "In Australien nämlich sind die Verwandtschaftsgrade von so großer Wichtigkeit, wie bei keinem anderen Volk der Erde, sie beherrschen und regeln ihr ganzes soziales Leben ... weil ein Stamm nur wenige hundert Mitglieder umfaßt und diese vielfach untereinander heiraten, so ist es für die damit vertrauten alten Leute eine ziemliche Leichtigkeit, Generationen hindurch das gegenseitige Verwandtschaftsverhältnis zweier Personen festzustellen." (Buschan, o.J., vermut. ca. 1920, S. 188)

Mit anderen Worten: Bei Homo sapiens ist die kulturelle Tradierung von Daten, zusätzlich zur (langsamen) genetischen Speicherung, seinem biologischen Erbe, in Rechnung zu stellen. Damit wird das theoretisch zu durchdringende Geflecht aber besonders komplex. Komplexere Verhältnisse im genetischen Bereich nehmen aber der Theorie Hamiltons gegenwärtig noch oder schon, so hat es den Anschein, Eleganz und Stringenz. Das nicht seltene Ignorieren soziobiologischer Fakten

und Interpretationen in Sozial- und Geisteswissenschaften - gegenwärtig noch eine Tatsache - scheint gleichwohl von der Sache her unverständlich und bedauerlich.

6. Zusammenfassung

Die Befunde der Biologie zeigen:

1. Höheres Sozialleben wurde in verschiedenen Tierklassen im Laufe der Stammesgeschichte evoluiert.
2. Im gesamten Tierreich ist höheres Sozialleben immer aus familiärem Brutpflegeverhalten hervorgegangen.
3. Diskriminierung von Gruppenfremden steht an der Wurzel uneigennütigen Verhaltens. Die Theorie der populationsgenetischen Entstehung des Sozialverhaltens (Hamilton, 1964, 1971, 1972) kann dies bei tierischen Sozialverbänden erklären: Diskriminierung der Gruppenfremden (bzw. ihrer Merkmale) stellt sicher, daß in hinreichendem Maße der eigenen Erbsubstanz verwandte bis gleiche Gene über die Förderung der sie momentan 'transportierenden' Individuen optimiert werden.
4. Das Erkennen der Gruppenfremden erfolgt unterschiedlich zuverlässig anhand von Abweichungen vom Erscheinungsbild, z.B. in geruchlicher, optischer oder akustischer Form. Verhaltensänderungen (z.B. durch Krankheit) können auch den Ausstoß aus der Gruppe bewirken.
5. Höheres Sozialleben bietet unter bestimmten ökologischen Rahmenbedingungen erhebliche Vorteile: Ressourcennutzung und Schutz des Individuums steigen an.

Kulturelle Erscheinung

Phänomene der Diskriminierung verlieren an Klarheit und Determiniertheit, nicht aber an Intensität, wenn man den subhumanen Bereich verläßt und die Befunde aus dem Humanbereich nach Hinweisen für Abgrenzungs- und Ausgrenzungsmechanismen durchsieht. Das darf nicht verwundern, ist doch Kultur, wie bereits die lateinische Sprachwurzel 'colere' (= bebauen, beackern) nahelegt, vor allen Dingen gekennzeichnet durch die Veränderung des Vorgefundenen im Dienste der Verbesserung der Existenz entlang der Wertungen, die Spezieszentrismus und Ethnozentrismus nahelegen.

Die Inhalte der Mechanismen, die die Abgrenzungsaufgabe leisten, sind - im Unterschied zu den subhumanen Fakten - oftmals erlernt und tradiert. Der Mechanismus aber tritt so uniform in allen bekanntgewordenen Kulturen auf, daß es zunächst von Wert ist, Form und Inhalt der Diskriminierung nicht gleichzusetzen, sondern getrennt zu würdigen. Diesem Ziel folgend, werden hier zunächst allgemeine Sachverhalte und anschließend empirische Einzelbefunde aus der Sozialpsychologie vorgelegt.

1. Sprache

Linguistik und Völkerkunde zeigen die bereits

sprachlich-begriffliche Ausgrenzung aller nicht zum eigenen Stamm oder Sprachkreis gehörenden Individuen.

Das Wort 'Mensch' bezeichnet in sehr vielen Stammessprachen nur die Angehörigen des eigenen Stammes. Und bei Griechen und Römern waren immerhin alle Ausländer Barbaren. Im Deutschen muß 'die sprachliche Verwandtschaft von 'Elend' und 'Ausland' nachdenklich stimmen, zeigt sie doch, daß konnotativ das Schlechte eher außerhalb der eigenen Gruppe vermutet wurde.

2. Ethnozentrismus und Spezieszentrismus

Wie ein roter Faden zieht sich das Phänomen des Ethnozentrismus, also die gegenüber der eigenen Kultur abwertende Beurteilung der Verhältnisse fremder Kul-



turen, durch die Geschichte der Kulturkontakte bis in die Gegenwart. Dieser Ethnozentrismus - als Problem besonders von der Völkerkunde herausgearbeitet - hindert die Kulturen, ihre Gemeinsamkeiten in gleicher Intensität wie ihre Unterschiede zu sehen.

Ein weiterer erkenntnishemmender Zentrismus wurde bereits eingangs bei der Frage des Tier-Mensch-Vergleichs angesprochen: Der Spezieszentrismus sichert die Dominanz der Interessen der eigenen Spezies bei allen Wertungsproblemen im Umgang mit und in der Interpretation von Natur. Das ptolemäische Weltbild

mag ein altes krasses Beispiel dafür sein, die Situation des 'Ökosystems Erde' eines aus jüngster Zeit.

3. Befunde der Sozialpsychologie

Neben diesen eher generellen Störgrößen gibt es sehr dezidierte Diskriminierungen. In großer Zahl liegen hier empirische Befunde der Sozialpsychologie vor. Bergler u. Six kommt das Verdienst zu, in einer vergleichsweise knappen Überblicksarbeit für das Handbuch der Psychologie eine fast beispiellose Menge an inhaltlich zersplitterter Literatur geordnet zusammengefaßt zu haben. Auf ihre Arbeit wird im folgenden mehrfach Bezug genommen.

Träger der Diskriminierung sind vor allem Vorurteile und Stereotype. Die Begriffe 'Vorurteil' und 'Stereotyp' werden uneinheitlich verstanden. In ursprünglicher Wortbedeutung handelte es sich bei einem Stereotyp um das "... irreversible Produkt eines technischen Prägungsprozesses". (Bergler u. Six, 1972, S. 1371)

Hier kann mit Bergler u. Six zurückgegriffen werden auf die wertneutrale Explikation des Sozialstereotyps, durch Lippmann (1922) in die Psychologie eingeführt. Demnach sind Sozialstereotype "... verfestigte, schematische, objektiv weitgehend unrichtige kognitive Formeln, die zentral entscheidungserleichternde Funktion im Prozeß der Umweltbewältigung haben." (Bergler u. Six, 1972, S. 1371)

Man sieht in stereotypen 'Beurteilungen' Voraussetzungen für die Umweltassimilation in das eigene Bezugssystem (Bergler u. Six, 1972). Die Inhalte der Stereotype streuen also breit und müssen nicht sozialer Art sein. Im Zusammenhang mit dem Thema sind vielleicht noch nationale Stereotype wie sie die Arbeiten von Klineberg (1959; 1967) zeigen, zu erwähnen. Die Vorurteile des Stereotyps - gesehen als 'Urteilsbaustein' sind 1. intellektuelle Entlastung, 2. Lieferung eines Handlungsentwurfes und 3. Konformität mit der Gruppe.

Im gewissen Gegensatz zum Begriff des Stereotyps wird der des Vorurteils bei vielen Autoren allein als soziale Bezugsgröße verwandt (vergl. Bergler u. Six, 1972). Vorurteilsforschung wurde besonders in den USA und besonders in den 30er und 40er Jahren dieses Jahrhunderts betrieben; die Farbigenproblematik der Vereinigten Staaten, aber auch der Antisemitismus in Deutschland und anderswo stimulierten die Forschung (wie die Vorurteile).

4. Verschiedene Grundtypen der Minorität-Majorität-Beziehung

Die Diskriminierungsintensität ist u.a. deutlich abhängig von den quantitativen und räumlichen Verhältnissen zwischen Majorität und Minorität. Die von Wolf (1969) erarbeiteten drei Beziehungstypen ergeben ein erstes grobes Raster der möglichen Verhältnisse:

1. Faktisch machtmäßig unterlegene Minoritäten (z.B. Farbige in den USA).
2. Faktisch gleichberechtigte, räumlich getrennte Gruppen (z.B. Flamen und Walonen im belgischen Volk).

3. Faktisch gleichberechtigte Minorität innerhalb der Majorität (z.B. Minorität der Katholiken in Berlin oder der Protestanten in Matrei, Tirol).

5. Lückenhaftes Verständnis von Funktion und Disfunktion des Vorurteils

Als Funktionsmerkmale des Vorurteils nennen Bergler u. Six (1972) in ihrer umfassenden Überblicksarbeit (scheinbares) Wissen, Anpassung (an die Gruppe), Förderung des Selbstkonzepts und dadurch auch die Selbstbehauptung fördernde Wirkungen. Wie man sieht, ausschließlich Funktionen, die das Vorurteil für das Individuum haben kann.

Im Zusammenhang mit dem Thema ist bedauerlich, daß Analysen über die Funktion von Vorurteilen auf Ebene der Gruppe (der Gleichurteilenden) nicht den Schwerpunkt der Forschung bilden, sondern daß das Individuum in seinen sozialen Bezügen dominiert. Wenn man postuliert, daß das Vorurteil vor allem ein Phänomen der Gruppe und ihrer Urteilsdynamik, weniger aber ein Phänomen des einzelnen ist, so sollte folglich nicht das Individuum die bevorzugte Analyseebene sein.

Ein weiterer gewisser Mangel der einschlägigen sozialpsychologischen Arbeiten liegt m.E. im Fehlen von Analysen einer möglichen Gerichtetheit der Vorurteile. Die von den Vorurteilen dargestellten Verfälschungsdimensionen der Wirklichkeit könnten theoretisch z.B. analog einer Zufallsverteilung in alle möglichen Richtungen reichen; sie könnten möglicherweise aber auch - und dies wäre bei gruppenbezogenen Funktionen theoretisch zu fordern - überzufällig in bestimmte (gruppenstabilisierende) Richtungen weisen. In ihrem voluminösen Lehrbuch der Sozialpsychologie kommen P. Secord u. C. Backmann (1964; deutsch: 1976) auf einen von ihnen wahrgenommenen generellen Mangel der sozialpsychologischen Forschung über Einstellungen zwischen Gruppen zu sprechen, der den oben angemerkten spezifischen Mangel z.T. erklären kann: "Ungeachtet einer voluminösen Forschungsliteratur ist die Theorie über Einstellungen zwischen Gruppen noch sehr wenig entwickelt." (S. 202)

Diesen Zustand mögen immanente Prämissen im 'Weltbild' einer dem Behaviorismus nahestehenden Richtung der Sozialpsychologie mitverschuldet haben. Stellt man sich das Verhalten des Organismus als reines Lernprodukt vor, so bedeutet dies im Falle menschlichen Sozialverhaltens, daß der Mensch hier beliebig sozialisiert werden könnte. Für möglicherweise stammesgeschichtlich mitgeschleppte, einst funktionale Bereitschaften und Dispositionen, bestimmte Verhaltensweisen leichter, andere schwerer auszubilden, bleibt dann schon theoretisch kaum Platz und entsprechend mangelt es auch an Forschungsfragen dieser Art.

6. Diskriminierung und Emotion

Es scheint, daß Vorurteile gegenüber diskriminierten ethnischen Minderheiten eine starke emotionale Komponente aufweisen, die das Vorurteil gegen Änderung

resistenter macht. So berichten Secord u. Backmann (S. 222): "... Mehrere Forschungsarbeiten haben gezeigt, daß Versuchspersonen eine ausgeprägte galvanische Hautreaktion, ein Maß der mit dem autonomen Nervensystem gekoppelten emotionalen Reaktion, haben, wenn ihnen eine schmeichelhafte Behauptung über eine Gruppe vorgelesen wird, gegen die sie stark voreingenommen sind." (Cooper u. Singer, 1956; Cooper u. Siegel, 1956; Cooper und Pollock, 1959 und Cooper, 1959).

7. Dynamik von Vorurteilen

Wenn auch unser Wissen über die kausalen Aspekte von Vorurteilen nur lückenhaft ist (Funktion und Dysfunktion), so liegt deskriptiv vielfältiges Material zur Dynamik von Vorurteilen vor. Die Befunde zeigen das Vorurteil als stark abhängig von wirtschaftlich-politischen Bedingungen. Man kann zeigen, daß der 'ökologische Rahmen' wesentlich determiniert, welcher Art die Vorurteile innerhalb des Rahmens sind bzw. überhaupt sein können.

Ein Beispiel hierfür ist die klassische Studie an Chinesen in Kalifornien, die Shrieke (1936) durchführte. Als der ökonomische Rahmen charakterisiert war durch Arbeitskräftemangel beim Gleisbau und auch beim Haushaltspersonal, beurteilten die weißen Kalifornier die Chinesen ganz übereinstimmend als 'besonnen', 'gutartig' und 'friedliebend'. Einige Jahre später - in der Wirtschaftskrise, in der die Chinesen als Arbeitsplatzkonkurrenten gesehen wurden - beurteilte man sie dramatisch verändert: Sie galten nun als 'kriminell', 'nationalistisch', 'hinterhältig', 'geistig und moralisch als minderwertig'.

Ähnlich drastisch sind die Unterschiede in den Vorurteilen gegenüber Chinesen, die von Sinha u. Upadhyaya (1960) an indischen Studenten vor und während der Grenzkonflikte des Jahres 1959 erhoben wurden.

Ein Vergleich der Sozialen Stereotype von amerikanischen Studenten über Deutsche, Japaner, Juden und Schwarze vor und nach dem 2. Weltkrieg ergab stark negative Wandlungen der Stereotype über Japaner und Deutsche (den Kriegsgegnern), aber kaum Veränderungen bei den anderen Stereotypen (z.B. über Schwarze und Juden) (Seago, 1947; Meenes, 1950).

Pettigrew u. Cramer (1959) fanden in einer Studie in den Südstaaten der USA, daß die Vorurteile gegen Farbige umso ausgeprägter waren, desto niedriger der sozioökonomische Status der Befragten war.

8. Zusammenfassung

Die sozialpsychologischen Befunde zeigen Vorurteile bzw. soziale Stereotype als Mechanismus diskriminierender Wertungen gegenüber bestimmten, meist ethnischen Minderheiten. Reichen empirischen Befunden steht ein gewisser Mangel an theoretischer Durchdringung gegenüber. Die wesentlichen Leistungen von Vorurteilen für die Besitzer derselben werden in stützenden Wirkungen für Selbstkonzept, Selbstbehauptung, aber auch in ihrem (scheinbaren) Informationsgehalt und

ihrer Übereinstimmung mit dem Gruppenurteil gesehen. Diskriminierung von ethnischen Minderheiten hat eine starke emotionale Verankerung, die als vorurteilsstabilisierend interpretiert wird. Die Befunde zur Dynamik von Vorurteilen zeigen, daß der wirtschaftlich-politische Rahmen der jeweiligen Kultur die zu ihm passenden Stereotype aufweist. Wandelt er sich, so wandeln sie sich ebenfalls.

Die Möglichkeit des Wandels von Diskriminierung gegenüber Minderheiten berührt insbesondere den Aufgabenbereich der Erziehungswissenschaften, deren Möglichkeiten und Grenzen in der folgenden 3. Perspektive zu diskutieren sind.² (Fortsetzung folgt)

Anmerkungen

¹ Es handelt sich hierbei um den am Anfang gekürzten gleichnamigen Beitrag des Autors, der 1989 erschienen ist in: "Matreier Gespräche. Walter Hirschberg 85 Jahre". Interdisziplinäre Kulturforschung. Hg.: Gesellschaft der Freunde der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg. Wien, München 1989, S. 193-210.

Wir danken dem Autor und dem Herausgeber für das Recht auf Wiederabdruck. (Red.)

² Teil 2 erscheint im nächsten Heft



Uwe Krebs, Jg. 1946, Industrie-Kaufmann, II. Bildungsweg. Nach Tätigkeiten als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien und später am Lehrstuhl für Psychologie II der Universität Regensburg seit 1984 Akademischer Rat am Lehrstuhl Pädagogik I der Universität Erlangen-Nürnberg. Nach dem Studium der Psychologie, Biologie und Völkerkunde zahlreiche Veröffentlichungen unterschiedlichster Themenstellungen, die jedoch fast immer um die Grundfrage der Auseinandersetzung von Tieren oder Menschen mit ihrer Umwelt kreisten. Mit seiner biographischen Weiterentwicklung weitete er diese Fragestellung auch auf den Bereich der Pädagogik aus.